

Originalveröffentlichung in: *Die Aufspaltung des Herzogtums Schwaben. Der Bodenseeraum als Nukleus der Eidgenossenschaft*, in: *entwürfe. Zeitschrift für Literatur*, 58 (2009), S. 67-78.

58

— Mai 2009

CHF 19.— € 12.—

www.entwuerfe.ch

entwürfe

Zeitschrift für Literatur

Bodensee

Wolfgang Herrmann
Claudia Franziska Brühwiler
Norbert Mayer
Felicitas Andresen
Fred Kurer
Thomas Maissen
Albert M. Debrunner
u.a.

Foto: Simone Kappeler
Kunst: Cécile Hummel

der niemand widerstehen kann
immer der schwerkraft gehorchend
dem meer
das ich nicht kannte
als die welt vor meinen füßen endete
und jemand anders darauf acht hatte
wohin ich trat

Thomas Maissen, *1962 in Zürich, Professor für Neuere Geschichte an der Universität Heidelberg. Zahlreiche Veröffentlichungen, u.a. zur Schweizer Geschichte, zuletzt: «Die Geburt der Republic. Staatsverständnis und Repräsentation in der frühneuzeitlichen Eidgenossenschaft», Göttingen 2006; ausgezeichnet mit dem Preis für das beste historische Buch des Jahres 2006, Kategorie Frühe Neuzeit.

Thomas Maissen

Die Aufspaltung des Herzogtums Schwaben

Der Bodenseeraum als Nukleus der Eidgenossenschaft

Wir sind es gewohnt, die Geschichte der Eidgenossenschaft von der Innerschweiz her zu denken: Bund der drei Waldstätte um 1300, Erweiterung nach Westen (Luzern, Bern) und Osten (Zug, Zürich, Glarus) im 14. Jahrhundert und dann, von diesem Kern her, Vorstoß bis etwa zu den heutigen Landesgrenzen im 15. und frühen 16. Jahrhundert. Man kann die Anfänge der Eidgenossenschaft aber auch anders betrachten – weniger in der Perspektive, wo diese Wurzeln letztlich hinführen sollen, sondern als Teil einer langfristigen Umgestaltung von kulturellen und politischen Räumen. Ist es zwingend, etwa den Rhein als «natürliche Grenze» zu verstehen – eine Metapher, die sich erst im 18. Jahrhundert eingebürgert hat, um die französischen Ambitionen auf die Rheigrenze zu rechtfertigen? Gewässer waren im Zeitalter vor der Eisenbahn die billigsten und schnellsten Transportwege gerade für größere Warenlieferungen. Und so haben auch der Hochrhein und der Bodensee jahrhundertlang keine Grenze gebildet, sondern Verbindungen hergestellt – für Fernhändler ebenso wie im freundschaftlichen Alltag. Hier entstand einer der ersten Kulturräume im deutschen Sprachraum: 719 wurde das Kloster St.Gallen gegründet, fünf Jahre später die Reichenau. Bereits um 600 dürfte die Diözese Konstanz gebildet worden sein, die aber erst dank der Mönche in diesen beiden Klöstern klare Gestalt und Einfluss gewann. Gemeinsam waren sie unter Karl dem Großen und seinen

Nachfolgern Stützen der fränkischen Herrschaft. Weitere mächtige und prächtige Klöster folgten in den späteren Jahrhunderten, so Weingarten (1056) und Salem (1134), und letztlich blieb die ganze Sakrallandschaft von Einsiedeln bis Ulm auf den Bischofssitz Konstanz ausgerichtet.

Vom kulturellen Zentrum zum peripheren Reichsgebiet

Der Bodenseeraum als Kulturlandschaft um das Zentrum Konstanz war ein Produkt der Völkerwanderung: Seit dem späten 6. Jahrhundert ließen sich die Alemannen unter fränkischer Oberherrschaft hier nieder. Im westlichen Teil des heutigen Schweizer Mittellandes stießen sie dabei auf einen anderen Stamm, die Burgunder. Diese kamen aus Gallien und waren dort völlig romanisiert worden. So entstand die burgundisch-alemannische und später französisch-deutsche Sprachgrenze, der heutige Röstigraben. Diese Linie entlang der Saane war nicht die einzige frühmittelalterliche Grenze in diesem Raum: Die Aare markierte die Grenze des Bistums Konstanz, und zwischen Aare und Reuß endete das Herzogtum Schwaben, das sich mit ähnlichen Grenzen wie das Bistum, aber etwas größer, von Stuttgart bis ins Engadin und vom Elsass bis zum Lech (Augsburg) erstreckte. Im Herzogtum Schwaben herrschten bis 1268 die Staufer, die im 12./13. Jahrhundert auch das Königs- und Kaisergeschlecht stellten: von Friedrich I. Barbarossa über Friedrich II. zum bedauernswerten Konradin. Mit ihm, den sein Konkurrent Karl von Anjou 1268 in Neapel enthaupten ließ, endete nicht nur die Dynastie der Staufer, sondern auch das Herzogtum Schwaben.

Dass die Eidgenossenschaft im darauffolgenden Jahrhundert Gestalt annahm, war kein Zufall. Schwaben war das Kerngebiet eines Kaiserreichs gewesen, das eine aktive Italienpolitik betrieben hatte. Dafür war Schwaben gleichsam als Aufmarschgebiet zu den (Bündner) Alpenpässen von größter Bedeutung gewesen. An ihrer Italienorientierung – und konkret am Widerstand der Päpste – waren die Staufer aber letztlich auch gescheitert. Nach dem Tod Friedrichs II. begann das Interregnum, die könig- und kaiserlose Zeit bis zur Krönung Rudolfs von Habsburg 1273. Die Habsburger waren aber zum Zeitpunkt der Krönung ein eher bescheidenes Grafengeschlecht mit ihrem Stammsitz im heutigen Aargau und weiteren Besitzungen im nordöstlichen Raum der späteren Schweiz. An Italien dachten sie nicht, zumal Rudolf schon bald, 1278, die

Herrschaft über die Herzogtümer Österreich und Steiermark erlangte und damit eine neue, östliche Basis für die Hausmacht gelegt wurde.

Das alte Schwaben und der Bodenseeraum verloren also im Reich an Bedeutung und mussten sich politisch neu ordnen. Eine Erneuerung des Herzogtums unterblieb im Spätmittelalter, weil sich der Kaiser und der schwäbische Adel auf kein Herrschergeschlecht einigen konnten. Besonders problematisch wäre ein habsburgischer Herzog gewesen, weil die Reichsstände und der Adel in Schwaben damit Kaiser und Reich entfremdet und zu Gefolgsleuten Österreichs degradiert worden wären. An die Stelle der Staufer trat deshalb keine ähnlich dominante Dynastie, sondern eine Vielzahl von größeren und kleineren Herrschaftsträgern. Neben den Habsburgern fanden sich weitere hochadlige Geschlechter und Ritterfamilien; die zahlreichen Äbte führten oft ebenfalls das weltliche Schwert, ebenso die vielen Reichsstädte, die dazu vom König privilegiert worden waren. Als Besonderheit kam an der Peripherie des alten Landes Schwaben, im schweizerischen Alpenraum, die Autonomie gefreiter Landgemeinden hinzu – also von Bauern, die von den Adligen nicht als Krieger und damit Herrschaftsträger anerkannt wurden. Dieselbe Geringschätzung galt im Prinzip auch den Stadtbürgern, und tatsächlich waren sie wie die Bauern den professionellen, berittenen Kriegern im Kampf zumeist unterlegen. Umso wichtiger waren Bündnisse zwischen diesen vergleichsweise schwachen Obrigkeiten, um sich vereint zu verteidigen, den Landfrieden zu garantieren und gemeinsame Regeln festzulegen – alles unabdingbar vor allem für die Kaufleute, die bei ihren Geschäften auf eine überlokal gültige und vollstreckbare Rechtsordnung angewiesen waren.

Diese Tatsache erklärt das Phänomen der Stadtbünde, die in der Zeit des Interregnums ihren Anfang nahmen, als die schützende kaiserliche Autorität wegfiel. So schloss sich auch Zürich dem 1254 gegründeten Rheinischen Städtebund an. Als Zweckgemeinschaften existierten solche Bünde allerdings selten über längere Zeit, wenn man von der Hanse absieht. Zuweilen erlangten sie aber auch sonst eine große Ausdehnung, so der Bund der schwäbischen Reichsstädte, der sich 1376 unter der Führung Ulms etablierte; auch die linksrheinischen Städte Konstanz, Wil und St. Gallen zählten dazu. 1381 vereinten sich die Schwaben mit dem Rheinischen Städtebund, dem unter anderen auch Basel angehörte. Und am

21. Februar 1385 erweiterte sich dieser nunmehr «Süddeutsche Städtebund» durch ein Bündnis mit Bern, Solothurn, Zürich und Zug zum «Konstanzer Bund», der auf neun Jahre befristet war. Gegenspieler dieses kurzzeitigen Zusammenschlusses waren die Habsburger, Wittelsbacher, Württemberger und andere Territorialherren, die sich ihrerseits in adligen Bündnissen zusammenfanden. Aber auch die ländlichen Bünde waren nicht begeistert: Schwyz verhinderte, dass Luzern direkt in den «Konstanzer Bund» aufgenommen wurde. Tatsächlich wichen die süddeutschen Städte dem Konflikt mit Habsburg dann auch aus, den die Eidgenossen alleine 1386 in der Schlacht bei Sempach mit Niederlage und Tod Herzogs Leopolds III. beendeten.

Diese und die weiteren eidgenössischen Auseinandersetzungen mit den Habsburgern (Eroberung des Aargaus 1415) führten dazu, dass sich das einzigartige Bündnis von Bürgern und Bauern verfestigte. Zürich allerdings war lange unsicher, ob es auf die eidgenössische Option setzen sollte, die es mit Schwyz mit einem kriegstüchtigen Gegenspieler und mit klaren Schranken im Süden und auch im Osten konfrontierte. Der Alte Zürichkrieg (1440–1450) entstand aus dieser Konfrontation. Es war Zürichs Versuch, zwischen den Länderorten und den Habsburgern eine Mittelstellung zu bewahren und damit auch im Reichsgebiet präsent zu bleiben, nicht zuletzt in der schwäbischen Kornkammer nördlich des Rheins. Noch lange danach nannte der Zürcher Bettelmönch Felix Fabri die «Svitenses» Söhne der Schwaben («Svevorum filli») und erfasste sie in seiner *Descriptio Theutoniae, Sueviae et civitatis Ulmenis* (1488/1497) noch als dieselbe Stammesgemeinschaft.

Konstanz zwischen Eidgenossen und Schwaben

Erst recht in einer Zwickmühle zwischen Eidgenossen, Habsburgern und schwäbischen Adligen befanden sich die Stadt Konstanz und der dortige Bischof. Nachdem die Eidgenossen 1460 den Thurgau, das eigentliche Hinterland von Konstanz, erobert hatten, wurden sie vorübergehend sogar Schirmmacht des Bischofs. 1494 und 1497 schloss er – ein gebürtiger Winterthurer – Freundschaftsverträge mit den Eidgenossen. Städtische Annäherungsversuche an die Eidgenossen wurden 1483 und 1495 durch kaiserliche Interventionen unterbunden. Im folgenden Jahr erwog die Tagsatzung, ob Konstanz als zugewandter Ort in den Bund aufgenommen werden sollte, doch bezeichnenderweise widersetzten sich die Ur-

kantone. Dabei ging es nicht nur um die Angst, von einer Vielzahl mächtiger Städte im Bund überspielt zu werden, sondern um die bewährte Fehdepraxis: Jede benachbarte Stadt, die der Eidgenossenschaft beitrug, fiel als potentielles Opfer erpresserischer Saubannerzüge weg, wie sie die anarchische Bauernjugend der Inner- und Oberrhein zu unternehmen pflegte.

Bei alledem blieb aber Konstanz auch ein politisches Zentrum der Eidgenossenschaft: Noch 1498 fand hier, wie schon oft zuvor, eine außerordentliche Tagsatzung statt. Doch schon wenig später war die schwierige Wahl fällig: zwischen einem unberechenbaren, oft anarchischen und erpresserischen, aber militärisch erfolgreichen eidgenössischen Bund von Bauern und Bürgern einerseits und andererseits dem vom Reichsadel dominierten Schwäbischen Bund, dem auch Kaiser Maximilian I. (als Herrscher der österreichischen Vorlande) angehörte; zwischen einem genossenschaftlichen und einem aristokratisch-hierarchischen Ordnungsmodell; zwischen Reisläufern und Landsknechten; zwischen «Schweizern» und «Schwabern». Erst im späten 15. Jahrhundert war die Gleichsetzung der Eidgenossen mit den bürgerlichen und blutrünstigen, ja sodomitischen «Kuh-Schwyzern» von einer abschätzig gedachten Feindbezeichnung zu einer stolzen Selbstbezeichnung geworden. «Hie Lanz! Hie Schwytz!»: So lautete schon bald der Kriegsruf. Im einstigen Herzogtum Schwaben, in der Diözese Konstanz, gab es nicht mehr eine alemannische Gemeinschaft, sondern zwei «Völker» standen sich gegenüber, zuerst mit Beleidigungen, bald schon in Waffen.

Konstanz musste die Neutralität preisgeben und schloss sich am 3. November 1498 schweren Herzens, aber als vollwertiges Mitglied dem Schwäbischen Bund an. Schon zwei Monate später begann der Schwaben- oder Schweizerkrieg, wie ihn die beiden Parteien nach ihrem jeweiligen Gegenspieler nannten und nennen. Eigentlich handelte es sich um einen «Bürgerkrieg im Bistum Konstanz», der nach schweizerischen Schlachtensiegen und schweren Verwüstungen im Gebiet nördlich des Rheins am 22. September 1499 im Frieden von Basel zu Ende ging. Der für Konstanz besonders verlustreiche und bittere Waffengang setzte der Schweizer Option allerdings kein Ende – im Gegenteil, gerade die militärischen Erfolge hatten gezeigt, dass die Eidgenossen als Ordnungsmacht auftreten konnten. Kaiser Maximilian musste 1507 und – gar militärisch – 1510 intervenieren, um einen Anschluss von Konstanz an

die Eidgenossenschaft zu verhindern. Besonders eng waren die Beziehungen zu Zürich, und dies erst recht, als Konstanz sich ab 1519 der evangelischen Lehre zuwandte. Der führende Reformator der Stadt, Ambrosius Blarer, war mit Melanchthon befreundet, nahm aber auch engen Kontakt mit Zwingli auf und bewahrte zeit seines Lebens eine Mittelstellung zwischen Lutheranern und Reformierten, auch wenn er seinen Lebensabend in der Schweiz verbrachte.

Krise und Entscheidung in der Reformationszeit

Der Sieg der Reformation führte dazu, dass der Bischof von Konstanz und das Domkapitel 1526 den Sitz nach Meersburg verlegten. Schon wenig später, 1527/28, schloss Konstanz ein «Christliches Burgrecht» mit den Zürich und Bern ab. Nach Zwinglis Tod bei Kappel und dem Kappeler Landfrieden musste das Burgrecht allerdings aufgegeben werden. Trotzdem blieb nicht nur Konstanz im Fokus der Zürcher Reformierten. Auch im übrigen Schwaben, bis hin nach Augsburg, fanden sich Geistliche und Politiker, die nicht der lutherischen Reformation anhängen, sondern der zwinglianischen oder zumindest, ähnlich wie Blarer oder der Straßburger Martin Bucer, enge Kontakte zu den Schweizer Glaubensverwandten bewahren wollten. Straßburg, Memmingen, Lindau und Konstanz legten in diesem Sinn am Augsburger Reichstag Kaiser Karl V. eine eigene Bekenntnisschrift vor, die *Confessio tetrapolitana*, mit der sie sich im Gefolge Bucers eine Mittelstellung zwischen den verfeindeten Wittenbergern und Zürichern suchten.

In den 1530er und 1540er Jahren war die konfessionelle und damit auch die politische Orientierung im oberdeutschen Raum also noch relativ offen. Dass Reformierte vor allem aus Zürich ihre zukünftigen Partner eher nördlich des Bodensees als in der Innerschweiz sahen und dort auf Gegenliebe stießen, zeigte sich etwa darin, dass der Zürcher Pfarrer Johannes Haller 1545 nach Augsburg berufen wurde. Weitere drei Zürcher und zwei Basler Pfarrerkollegen folgten ihm, wobei sie auf den Rückhalt des zwinglianisch gesinnten Augsburger Stadtschreibers und wohl auch des Bürgermeisters zählen konnten.

In Augsburg und Konstanz wurde dann aber auch die Option einer ostschweizerisch-schwäbischen Gemeinschaft im Zeichen des Zwinglianismus zerschlagen. Im Schmalkaldischen Bund hatten sich die protestantischen Reichsstädte gegen Karl V. gestellt,

waren ihm aber im Schmalkaldischen Krieg 1546/47 unterlegen. Am «geharnischten» Reichstag in Augsburg schien es dem Kaiser 1548 auch zu gelingen, die besiegten Protestanten wieder in die Papstkirche zurückzutreiben. In den Reichsstädten lösten konservative Patrizier die neuerungswilligen Zunftvertreter in der Regierung ab – so auch in Augsburg, von wo die Zwinglianer rasch emigrierten. Konstanz hingegen weigerte sich vorerst, die kaiserlichen Verfügungen anzunehmen, und hoffte, zunehmend ver-zweifelt, auf Rückhalt der (reformierten) Eidgenossen gegen Karl V. Dieser blieb aber aus, der Kaiser eroberte die Reichsstadt und degradierte sie zu einer österreichischen Landstadt, die rekatholisiert wurde – Blarer floh in die Eidgenossenschaft. Die Reformierten hatten ihre Positionen nördlich des Bodensees verloren, Schwaben und Schweizer waren endgültig getrennt, ja der katholische Kaiser verfügte in Konstanz über einen linksrheinischen Brückenkopf.

Weshalb ließen die Eidgenossen dies zu, obwohl selbst katholische Politiker wie der Glarner Aegidius Tschudi, der berühmte Chronist, vor dieser großen Gefahr warnten? Der St.Galler Humanist und Reformator Vadian meinte sogar, der Kaiser wolle das Herzogtum Schwaben wieder errichten, mit Konstanz als Hauptstadt – und darin würde er auch die Eidgenossen, seine Erzfeinde, integrieren. Die Möglichkeit, dass Habsburg das alte Herzogtum Schwaben wieder beleben würde, war schon im 14. und 15. Jahrhundert erwogen – und von manchen bekämpft worden. Albrecht VI., der Herrscher über die habsburgischen Vorlande, nannte sich 1452 «Herczog von Osterrich und zu Schwaben». Sein Nachfolger, Erzherzog Sigismund, wollte 1474 das «herzogtum in Swaben» verliehen bekommen. Kaiser Maximilian ließ sich ab 1500 als «Fürst in/zu Schwaben» bezeichnen, und 1519 übergab der schwäbische Bund vorübergehend (bis 1534) den Habsburgern das nahe und zum Teil mit Schwaben deckungsgleiche Württemberg, das überhaupt erst 1495 zum Herzogtum erhoben worden war. Ein habsburgisches Herzogtum nördlich des Bodensees war also keine Fiktion, ebenso wenig die Befürchtung, dass der Kaiser dann mit dieser zusätzlichen Legitimation auch die verlorenen Stammgebiete im Aargau und die gesamte Eidgenossenschaft zurückerobern könnte.

Dann aber hätte er es auch mit seinen katholischen Glaubensbrüdern in der Innerschweiz zu tun gekriegt. Für ein protestanti-

ches Konstanz wollten diese nicht gegen den Kaiser antreten. Aber bei einem Angriff auf die Eidgenossenschaft, da waren sich auch die führenden Zürcher Reformatoren um Antistes Heinrich Bullinger sicher, war Verlass auf die Waldstätte: Sie würden für den Bestand der Eidgenossenschaft zur Waffe greifen, denn von ihr hing letztlich auch ihre staatliche und religiöse Autonomie ab. Während so die politische Flanke gedeckt war, fand Bullinger an der konfessionellen Front im bisher misstrauisch beäugten Calvin einen neuen Verbündeten und Ersatz für die ohnehin zwischen Luthertum und Zwinglianismus wankelmütigen Schwaben. Der «Consensus Tigurinus» von 1549 besiegelte die rasch geschlossene neue Allianz zwischen Zürich und Genf, wodurch das Schweizer Reformiertentum sich langfristig neben Wittenberg und Rom als eigene Richtung etablieren konnte.

Der Sieg Karls V. über den Schmalkaldischen Bund führte also mittelbar zu einer nachhaltigen Klärung im Bodenseeraum: Der nördliche Teil des einstigen Herzogtums Schwaben und des Bistums Konstanz blieben in enger Reichsbindung katholisch oder lutherisch; der südliche Teil ging seinen Weg in einer spannungsvollen Allianz zwischen Reformierten und Katholiken, Stadt und Landkantonen, Deutschsprachigen und nun, neu, zumindest in Genf einigermaßen gleichberechtigten Welschen. Konstanz allerdings, die «Hauptstadt» des Herzogtums Schwabens und des Bodenseeraums, blieb fortan beim Reich, dann bei Baden und Deutschland, obwohl vor allem Thurgauer 1815 am Wiener Kongress noch einmal versuchten, die linksrheinische Stadt in die Eidgenossenschaft einzubeziehen.

Jochen Kelter, *1946 in Köln. Erzähler, Lyriker, Essayist. Lebt in Ermatingen am Untersee und in Paris. Präsident der Schweizer Urheberrechtsgesellschaft ProLitteris. Verschiedene Preise und Auszeichnungen. Zuletzt erschienen: «Ein Vorort zur Welt», Essays und Texte, 2007; «Ein Ort unterm Himmel», Essays und Texte, 2008; «Bodenseegeschichten», Hrsg. zusammen mit Hermann Kinder, 2009.

Jochen Kelter

Gibt es eine «Bodenseeliteratur»?

So lautete die Frage beim abschließenden Podiumsgespräch nach einem ganztägigen Literaturfest im Juli 2008 am sommerlich glänzenden Seerhein in Konstanz, der alten Metropole am Bodensee, wobei der Begriff sogleich relativiert werden muss angesichts der Kleinheit der Städte und Städtchen am See. Nein, es gibt kein unbestrittenes Zentrum am See, wie dies am Vierwaldstätter- oder Zürichsee der Fall ist, auch wenn Konstanz sich gerne selbst dazu ernannt. Zu geographisch, zu politisch zerstückelt und weitläufig ist die Region. Den Vorarlbergern ist Wien zweifelsfrei näher als Konstanz, Schweizer akzeptieren kein regionales Zentrum außerhalb ihrer Landesgrenzen. Nein, so lautete auch die ziemlich einhellige Antwort der Diskutanten an diesem Abend: Es gibt keine Bodenseeliteratur. Ich weiß nicht, was ihr – gemeint waren die deutschen Seeanrainer – immer mit diesem See im Sinn habt, der doch gar keinen Bezugspunkt für uns bildet, ereiferte sich ein Ostschweizer Autor aus der Stadt des Humanisten und Reformators Vadian, die doch den See gleichwohl stets als ihr liebliches Vorland betrachtet hat.

Ich habe die Seeregion, in der ich vor Jahrzehnten angelandet bin und nachdem ich begonnen hatte, mich auf sie einzulassen, immer als Projektionsfläche betrachtet und ausprobiert. Für die exemplarische Erfahrung von Grenzen etwa, die, willkürlich gezogen, Mentalitäten historisch verschieden wachsen lassen. Für den fremden Blick. Für die Relativität der Geographie: Was den einen Süden und mediterrane Verheißung, ist den anderen eine banale nördliche Wassergrenze. Für die Ortung von Resentiment, Überheblichkeit und Vorgartenchauvinismus: einmal Schwob,